

# Missionsorden in einer ihrem Wesen nach missionarischen Kirche

Paul M. Zulehner, Wien\*

## I. Missionarische Kirche

Darüber hat es in der nun bald zweitausendjährigen Geschichte des Christentums keinen Zweifel gegeben, daß die Kirche ihrem Wesen nach missionarisch ist. Nicht mehr so eindeutig hingegen wird heute die Frage beantwortet, worin dieser missionarische Auftrag der Kirche besteht und wer ihn ausführen soll. Sucht man die Antwort auf diese Frage einmal nicht in den amtlichen Texten der Kirche (wie z. B. in Konzilstexten oder Synodenbeschlüssen), auch nicht in den Büchern der akademischen Theologie, sondern sieht man sich um, was die einfachen Leute hierzulande unter dem missionarischen Auftrag der Kirche meinen, dann kann man – auf eine plakative Formel gebracht – hören:

Mission, das ist das, was andere anderswo machen. Andere, das sind die Missionare, für die wir zahlen. Anderswo, das sind die fernen Länder Asiens, Lateinamerikas, Afrikas. Jedenfalls geht unser Volk die Mission nur insofern etwas an, indem es bereit ist, dafür nicht wenig Geld zu geben, und in dem aus unserem Volk, freilich immer weniger, Frauen und Männer sich bereit erklären, „in die Mission“ zu gehen. Mission also eine Sache, die andere anderswo machen.

Dazu kommt, daß auch unter jenen, welche anderswo Mission betreiben, auch nicht so eindeutig ist, was sie dort zu tun haben. Vor hundert Jahren, als Euer Missionsorden gegründet wurde, war dies anders. Da ging es darum, die Heiden der Heillosigkeit zu entreißen und durch die Verkündigung des Evangeliums und die Taufe auf die Seite Gottes zu retten.

Oftmals freilich reichte es nur zur Taufe von einzelnen Heiden. Die Verkündigung und das daraus wachsende christliche Leben blieben nicht selten auf der Strecke. Diese missionarische Tauf-Tätigkeit wurde durch die Gründung einer nach und nach einheimischen Hierarchie flankiert. Auf diese Weise entstanden junge Kirchen mit einer seltsamen Gestalt: Da waren die Bischöfe und die Missionare mit den Schwestern, welche die Missionspriester bei ihrer Arbeit unterstützten. Daneben gab es eine Ansammlung von getauften Einheimischen. Die Ähnlichkeit mit jener Kirche, aus welcher die Missionare ausgezogen waren, fällt leicht ins Auge: Da war eben auch eine Hierarchie und auf sie bezogen mehr oder weniger viele Christen.

---

\* Festvortrag zum 100jährigen Bestehen der Missionsbenediktinerinnen von Tutzing am 6. 1. 1985

Mir ist diese Form von Mission und von Missionskirche Anfang des vergangenen Jahres 1984 auf Taiwan begegnet. Ich denke an die Diözese im Süden der Insel, an Kaoshiung. Der Bischof Chang residiert in einem von Misereor gebauten Bischofs- und Verwaltungshaus. Die Betriebskosten für dieses Haus sind im übrigen so hoch, daß nicht einmal die diözesaneigenen Verbände und Gruppen sich einmieten können. Auf meine Frage nach den pastoralen Schwerpunkten in dieser Diözese antwortet der Bischof zunächst folgerichtig mit Evangelisierung. Was dies konkret bedeute, so frage ich nach. Und er erzählt mir vom Beschluß der auf Taiwan im Exil lebenden Chinesischen Bischofskonferenz anläßlich des Mattäo-Ricci-Jahres: In diesem 400-Jahr-Jubiläum sollten auf der Insel Taiwan 30000 Konversionen geschehen. Auch wünschte er von den Missionaren seiner eigenen Diözese, daß bei der 125-Jahr-Feier der Diözese im Stadion 125 Konvertiten feierlich getauft werden sollten.

Ich fragte dann die Missionare, was nach der Taufe mit den Getauften geschehe? Und sie fingen an dieser Stelle an, traurig und ratlos zu werden. Viele von ihnen könnten in der Pfarrei keine Wurzeln schlagen. Und da es im Land aus Gründen der Arbeitssuche sehr viel Wanderbewegung in der Bevölkerung gebe, zögen immer wieder Christen vom Land in die Stadt und verlören sich dort im religiösen Vielerlei der modernen, frühkapitalistischen Industriestädte.

## 1. Erneuerung der Missionspastoral

Mir ist deutlich geworden, daß solche Missionsarbeit, die auf der Einrichtung einer Hierarchie und der Taufe möglichst vieler einzelner beruht, auf herbe Grenzen stößt. Es ist ein Missionsstil, der in Europa entwickelt worden war: Europa hatte aber zu dieser Zeit eine christentümliche Gesellschaft. Wer Christ wurde, war in der Kultur des christlichen Abendlandes gut aufgehoben. Er war gleichsam eingewoben in ein gesellschaftliches Netz. Zudem war auch das kirchliche Netz der Pfarreien eng geknüpft.

Die meisten Missionsländer haben aber eben jenes kulturelle und kirchliche Netz nicht. Der einzelne „Konvertit“ muß daher, will er Christ werden, nicht nur zum Glauben finden, sondern muß, soll er Christ bleiben, zugleich in eine überschaubare christliche Gemeinschaft eingegliedert werden. Ebenso wichtig wie die Konversion von 30000 Taiwanesen hätte daher für die Chinesische Bischofskonferenz der Aufbau lebendiger Christengemeinden sein müssen. Dazu hätte man aber von einer Gestalt der Kirche und damit von einem auch in Europa längst überholten Konzept missionarischer Pastoral Abschied nehmen müssen, das sich allein auf die Heranbildung eines einheimischen Klerus und auf die Taufe einzelner Konvertiten konzentriert hat. Kirche- und Gemeindebildung, in diesem Sinn „Ekklesiogenese“, hätten Priorität gewinnen müssen; zudem wäre es nötig geworden, so etwas zu entwickeln wie das Zutrauen der Konvertiten zu ihrer eigenen Berufung. Es hätte ihnen verdeutlicht werden müssen, daß sie nicht allein dazu Christen werden, damit

sie „in den Himmel“ kommen und gerettet werden. Vielmehr hätte sich die missionarische Arbeit bemühen müssen, den jungen Christen zu verdeutlichen, daß Gott selbst jeden einzelnen ausgewählt und zur Kirche gerufen hat (was ja ekkalein heißt), damit das Pastoralinstrument Gottes in diesem Land gebildet wird: jenes Instrument, auf dem Gott allen Menschen das Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung singen kann, jenes Lied, das Gott im Leben seines Gesandten, Jesus von Nazareth, in der Welt endgültig und unwiderruflich angestimmt hat.

Man hätte dann den jungen Christen getrost sagen können: Wenn ihr euch Gott dazu zur Verfügung stellt, damit sein Traum vom Menschen, wie er in Jesus in Erfüllung ging, von allen erkannt wird und vorankommt, dann wird er euch euer persönliches Heil nachwerfen. Der Sinn der Taufe wäre dann zunächst, für andere heilsam zu werden, und eben in dieser Heilsvergessenheit das persönliche Heil zu finden.

Ich sage es noch einmal am Beispiel der Chinesischen Bischofskonferenz: Statt 30000 Einzelbekehrungen zu verlangen, hätte man als Jubiläumswunsch die Bildung von lebendigen Christengemeinden anregen sollen, an deren Leben, an deren Verkündigung und an deren liturgischen Feiern für alle Menschen auf Taiwan sichtbar werden kann, was Gott mit allen Taiwanesen vorhat.

## 2. Ausweitung des Heilsbegriffs

Nun sind mit dieser Überlegung noch keineswegs alle anstehenden Probleme der Weiterentwicklung missionarischer Pastoral angeschnitten. Ist doch in einem zweiten Schritt zu fragen, wovon diese Gemeinden erzählen sollen, was Thema ihrer Liturgie ist, und welches die Praxis, das persönliche und gesellschaftliche Handeln der Christengemeinde sein soll? Anders: Es geht um die gewichtige Frage, was denn das Heil ist, das Gott uns will; oder noch einmal gefragt, was ist Gott heiliger Wille für die Menschen, was ist seine Absicht, sein Traum vom Menschen, in deren Dienst er jene nimmt, die er zur Kirche beruft?

Auf einem kleinen pastoralen Arbeitsheft auf den Philippinen habe ich folgenden Titel gelesen: „Where are we going, heaven or a new earth?“ (Wohin gehen wir, in den Himmel oder in eine neue Erde?)

Eindrucksvoll werden dann in diesem Arbeitsbehelf für einfache Katechisten die beiden Alternativen entworfen. „In den Himmel zu kommen“, das gilt auch in unseren überkommenen Katechismen als das Ziel. Insgeheim haben wir damit den einzelnen Menschen, noch genauer seine Seele gemeint. Den Himmel wiederum haben wir außerhalb dieser Erde gesucht. Und der Weg dahin führte durch das enge Tor des Todes. Die Nebenwirkungen dieser „Himmelwärts-Pastoral“ sind uns heute deutlich. Die Erde wurde vom Himmel getrennt, dem Menschen, und damit den Mächtigen (und zumeist damit den Reichen) überlassen. Die in der Bibel verheißene neue Erde hatte mit

der alten erkennbar nichts mehr zu tun. Das Reich Gottes, von dem in den biblischen Texten wiederholt die Rede ist, wurde mit dem Himmelreich gleichgesetzt und ausschließlich ins Jenseits verlagert. Daß die Bitte Jesu aus dem Vaterunser, Gottes Reich möge kommen, daß es in Jesus sogar schon angekommen ist, daß dieses Reich ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens, und zwar unter uns in dieser Geschichte, ist, solche biblische Tröstungen wurden entweder ganz ins Jenseits oder in die private Innerlichkeit verbannt. Mit dem Leben vor dem Tod, mit der politischen Lüge einzelner Mächtiger, mit der ökumenischen Ungerechtigkeit, welche die Mehrzahl der Menschen nicht nur arm machte, sondern in ausweglose Not trieb, mit dem daraus erwachsenden Unfrieden hatte die Kirche und ihre missionarische Tätigkeit nur wenig zu tun.

Eher das Umgekehrte trat ein. Diese so sehr auf die einzelne Seele und den jenseitigen Himmel gebundene Kirche tat sich offenbar selbst nicht schwer, sich jahrhundertlang mit den Machthabern anzufreunden; sie wurde dabei selbst reich an wirtschaftlicher Macht und gesellschaftlichem Einfluß. Sie wurde angesehen, entfernte sich dabei aber immer mehr vom Volk, das arm und schweigend verblieb.

Es gehört wohl zu den großen Bekehrungen, die Gott im Laufe der jüngsten Geschichte bewirkt hat, daß zumal viele Christen, und mit ihnen auch Bischöfe, diese historische Entwicklung der Kirche als Fehlentwicklung erkannt haben. Ganze Kirchengebiete haben diese Entwicklung als historische Schuld eingesehen, die sie in die Nähe von Macht, Einfluß und Reichtum gebracht hat. Sie haben eine Bekehrung vollzogen, hin zu den Armen, den Schweigenden, den Unterdrückten.

Zu dieser Bekehrung hat nicht so sehr die Religions- und Kirchenkritik des Marxismus geführt, auch wenn gefragt werden darf, ob sich nicht Gott auch heute, wie einst zur Zeit des Volkes Israels, hin und wieder auswärtiger Propheten bedient, die nicht zum Volk gehören, um sein eigenes Volk hellseherisch zu machen. Grundlage dieser Bekehrung war zweifellos die Lektüre des Evangeliums inmitten des alltäglichen Lebens von Bauern, Fischern, Landarbeitern und stämmischen Minderheiten: „Im Licht des Glaubens“, so das historische Dokument der Kirche auf dem südamerikanischen Kontinent, „betrachten wir den sich immer mehr auftuenden Abgrund zwischen Reichen und Armen als ein Ärgernis und einen Widerspruch zum Christsein. Der Luxus einiger weniger wird zur Beleidigung für das große Elend der Massen. Diese Tatsache läuft dem Plan des Schöpfers zuwider und ist gegen die Ehre gerichtet, die wir ihm schulden. In diesen Ängsten und Schmerzen sieht die Kirche eine soziale Sünde, die um so schwerer wiegt, da sie in Ländern begangen wird, die sich katholisch nennen und die Fähigkeit haben, dies abzuändern“ (Puebla 28). Die Folge dieser Einsicht in die Lage des Lebens der Mehrzahl der einfachen Leute führte zu einem dramatischen Stellungswechsel dieser Kirchen, die wir heute als „Option für die Armen“ begreifen. Option, das heißt: Parteinahme, Entscheidung, ja eben Bekehrung. Arm sind je-

ne, denen ungerechterweise durchaus in der Welt vorhandene Güter vorenthalten werden. Sie sind Opfer einer ungerechten Verteilung der Güter der einen Menschheit: in ihren eigenen Ländern ebenso wie in der einen Menschheitsfamilie. Immer wieder kommt es dazu, daß sich die lebensnotwendigen Güter bei einigen wenigen sammeln, bei den wenigen reichen Familien im eigenen Land, und immer mehr bei den wenigen reichen Ländern der Erde, die auf dem Rücken der zunehmend verarmten Länder immer reicher werden und ihren Vorsprung an Reichtum durch wirtschaftliche und militärische Macht verteidigen.

## II. Infanta

Ich hatte bei einer pastoralen Reise in den Fernen Osten letztes Jahr auch die einmalige Möglichkeit, die Arbeit einer Prälatur auf den Philippinen studieren zu können. Mir sind dabei einige Momente aufgegangen, von denen ich ihnen berichten will.

1. Zunächst wurde mir noch einmal deutlich, wie sehr der Einsatz der Christen in diesem jungen Kirchengebiet für die unterdrückte Mehrheit der Bevölkerung (man zählt 87% zu dieser Mehrheit) aus den letzten Quellen des christlichen Glaubens erwächst. Das Herz der Diözese, so der Bischof Labayen, ist ein Karmel. Er hat den bezeichnenden Namen „Von den Träumen des Vaters“.

Die Kontemplation der heiligen Absicht Gottes für die Menschen auch in diesem Landstrich der Insel Luzon ist die Mitte der Pastoral. Alles lebt von dort her. Kirche versteht sich nur auf dem Boden dieses Traumes Gottes vom Menschen. Und dieser Traum Gottes ist erkennbar in den heiligen Überlieferungen ebenso wie in den Zeichen der Zeit. Hinter diesen Zeichen sind die Christen aufmerksam her. Sie sind davon überzeugt, daß, wenn Gott mit uns auf dem Weg ist, er seine Spuren hinterläßt, an denen wir erkennen können, wo wir ihn finden, wie er unter uns ist. Das Bild der Spuren, der „yapak ng panginoon“, beherrscht die pastorale Arbeit. Kein Wunder, denn die Diözese liegt am pazifischen Ozean. Sie verstehen sich also auf das Spurenlesen. Aufgespürt aber haben sie Gott unter uns in den Armen. Darin erkennen sie nunmehr seinen heiligen Willen: Sich im Namen Gottes stark zu machen gegen die Unterdrückung des Volkes, das sich selbst nicht mehr wehren kann, das keine Stimme mehr hat, sondern in dumpfer Apathie leidet.

Wie sehr die Praxis dieser Kirche aus den Quellen des christlichen Glaubens lebt, wird auch daran erkennbar, daß die zentralen Bilder des christlichen Glaubens den kirchlichen Alltag bestimmen. Vor allem die Leidensgeschichte Jesu ist im Mittelpunkt. Am Leiden Jesu wird das Schicksal des Volkes entziffert. Doch endet der Kreuzweg nie mit der 14., sondern stets mit einer 15. Station, nämlich mit der Auferweckung Jesu. Inmitten des Leidens wird, unter Berufung auf Gott, der auch Jesus auferweckt hat, dem Volk Hoffnung gemacht.

2. In Infanta habe ich auch gelernt, auf welcher neuen Weise in diesen jungen Kirchen „Ekklesiogenese“, Kirchenbildung, geschieht. Wir verbinden diesen Vorgang bei uns heute zumeist mit dem Begriff der „Basisgemeinden“. Es wäre aber besser, für unsere Überlegungen das Wort der Volksbeteiligung, der Partizipation der kleinen Leute am Geschehen der Kirche in ihren christlichen Gemeinden zu setzen.

Die Idee der Partizipation ist allerdings zunächst eine politische. Der Kirche geht es ja darum, das apathische und stumme Volk handlungsfähig zu machen. Nur auf diese Weise könne das Volk selbst das eigene Schicksal in die Hand nehmen und nach und nach gewaltlos wenden. Die einfachen Landarbeiter, Fischer, Bauern müssen lernen, ihre Lage zu analysieren, zu beurteilen und Auswege zu suchen. Dies erst setzt sie in die Lage, die menschenunwürdige Unmündigkeit und Unterdrückung zu überwinden.

Übrigens ist hier klar, daß sich diese Arbeit der Kirche unter den Leuten scharf von der Arbeit der Kommunisten unterscheidet. Die Kirche will die kleinen Leute handlungsfähig machen, die Kommunisten hingegen die Partei. Die Kirche arbeitet gewaltlos, die Kommunisten gewaltsam. Die Kirche stützt sich auf Jesus und die in ihm offenbar gewordenen Absichten Gottes mit dem Menschen. Die Kommunisten stützen sich auf die Analysen von Marx und den von ihm als alleinigen Weg bezeichneten Klassenkampf, welcher bisher dort, wo er geführt wurde, nur die Verdoppelung des heute schon von oben stattfindenden Klassenkampfes von unten ist. Mir ist deutlich geworden, daß langfristig nur diese behutsame und von Ehrfurcht vor der Würde der kleinen Leute Arbeit der Kirche die Gewaltherrschaft des Kommunismus verhindern kann. Wer daher wirklich den Kommunismus verhindern will, muß die Kirchen in den Südkontinenten zu einer theologisch begründeten Befreiungspastoral ermuntern und drängen.

Nun haben aber die Christen erkannt, daß Beteiligung des Volkes unteilbar ist. Man kann nicht die Menschen mündig und eigenverantwortlich machen wollen, und sie in der Kirche, im eigenen Haus sozusagen, unmündig erhalten. So lernen die Christen in Infanta auch in der Kirche selbst den Mund zu gebrauchen. Sie lesen selbst die Bibel und beteiligen sich an deren Auslegung. Der Gottesdienst ist ihre Sache, und nicht nur ein Vorgang, den sie besuchen, um dann wieder wegzugehen. Natürlich haben die Priester, Bischöfe und die anderen Pastoralarbeiter nach wie vor ihre amtliche Aufgabe zu erfüllen. Denn je mehr die Menschen ihre eigene Berufung annehmen, um so wichtiger ist es, daß jemand die Kirche zusammenhält und dafür einsteht, daß die Verbindung zum letzten Ursprung der Glaubensgemeinschaft nicht reißt, nämlich zum Evangelium Jesu Christi. Aber die Bischöfe und Priester stehen nicht mehr dem unmündigen Volk gegenüber, sondern sind in dieses mit ihrer eigenwilligen Aufgabe eingebunden.

3. Natürlich entsteht in einer solchen Kirche auch eine neuartige Form des Theologietreibens. Theologie kann nicht mehr – wie oftmals bei uns – „Zu-

schauertheologie“ sein. Es ist keine Theologie, die an Schreibtischen erfunden und dann in der Praxis durchgeführt werden muß. Die „sogenannte“ Theologie der Befreiung ist das theologische Nachdenken eines längst in Gang befindlichen pastoralen Handelns. Von hier aus wird auch verständlich, daß eine Kritik an dieser Theologie der Befreiung in erster Linie nicht diese Theologen betrifft, sondern die pastorale Arbeit der Kirche, die dahinter steht. Nur so kann ich verstehen, daß gleich zwei prominente Kardinäle, nämlich Arns und Lorscheider, ungebeten nach Rom mitfahren, als einer der führenden Befreiungstheologen, L. Boff, zu einer Unterredung in die Glaubenskongregation geladen worden war. Auf dem Prüfstand Roms steht nämlich nicht nur die Arbeit dieser Theologen, sondern die Praxis der Kirche, welche von den Theologen (wenn auch kritisch) bedacht wird.

### III. Missionsorden

Ich habe mich bemüht, einige Grundlinien der pastoralen Arbeit unserer einstigen Missionskirchen nachzuzeichnen, die längst zu zukunftssträchtigen Kirchen auf der südlichen Halbkugel herangewachsen sind. Mir war dies wichtig, weil sich nur auf diesem Hintergrund besprechen läßt, welches heute die Aufgaben von alten europäischen Missionsorden sein können. Dabei bitte ich Sie, nicht zu übersehen, daß ich als krasser Außenseiter rede. Meine Ideen können bestenfalls für Sie Anregungen sein, von denen Sie – auf der Suche nach Gottes heiligem Willen für sich selbst – sagen müssen, was Sie nach reiflicher Prüfung behalten können. Mein einziger Vorteil besteht höchstens darin, daß ich als Außenseiter nicht abhängig bin von überlieferten Vorstellungen, Verpflichtungen und gewachsenen Einrichtungen, Häusern und Organisationen.

1. Eine erste Idee. Ich bin überzeugt, daß die Zeit der Einbahnmissionsbewegung vorbei ist. Daran glaubt wohl auch niemand mehr von Ihnen. Das Heil kommt von Gott, aber nicht von Europa. Das sind heute gut unterscheidbare Größen. Dabei braucht nicht geleugnet zu werden, daß wir Europäer für die Entwicklung der christlichen Geschichte bisher eine zentrale Rolle gespielt haben. Es kann auch nicht heißen, daß wir jetzt abtreten müßten und nichts mehr zu sagen, bestenfalls nur noch Geld zu geben hätten. Die Christen im Fernen Osten haben mir sehr wohl den Eindruck gegeben, daß sie interessiert sind, von uns zu hören, wie wir theologisch ihre Entwicklung sehen und auch kritisch beurteilen. Zu Recht, so scheint mir, legen diese jungen Kirchen aber großen Wert darauf, daß sie ihre eigene Art und Weise, Gottes Pastoralinstrument zu sein, suchen und in diesem Zusammenhang auch eine eigenständige theologische Leistung vollbringen müssen.

Kann dies einmal von Ihnen angenommen werden, dann ergeben sich daraus noch drastische Konsequenzen.

a) Wenn heute von unserer europäischen Kirche jemand in die Kirche eines anderen Kontinents geht, um dort zu wirken, dann muß er zunächst lernen, in dieser Kirche „einheimisch“ zu werden. Wir machen eine ähnliche Erfahrung heute bei Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die jenseits der christlichen Gemeinde an theologischen Fakultäten ausgebildet werden. Unermüdlich müssen wir ihnen sagen: Vergeßt nicht, daß ihr in eine Kirchengemeinde kommt, mit der Gott selbst schon seit langer Zeit seine Geschichte betreibt. Da könnt ihr nicht hingehen und den Leuten einfach euer Pastoralkonzept überstülpen. Ihr müßt daher als erstes Mitglied dieser Kirche vor Ort werden, und erst aus der gemeinsamen Erfahrung des Geistes in dieser Lokalkirche könnt ihr anfangen, in dieser Kirche Christ und Mitarbeiter zu werden.

Bei unseren eigenen Leuten beobachten wir, daß eine solche demütige, also zum Dienst mutige Haltung nicht selbstverständlich ist. Es kostet ein hohes Maß an Selbstlosigkeit. Ohne Einfühlungsvermögen, ohne Liebe auch zu Fremdartigem geht es nicht: Fremdartiges bedroht und verunsichert aber auch. Vor allem geht es nicht ohne Zutrauen zu jenem Gott, der mit dieser Kirche verlässlich und unbeirrbar treu unterwegs ist.

Im Grund muß daher jede, die in ein anderes Kirchengebiet geht, umlernen. Sie muß sich auf die Schulbank des kirchlichen Lebens setzen. Es genügt heute nicht, nur die Sprache des Volkes zu lernen, in dieser Kirche Christ, also „heimisch“ zu werden.

b) Man mag dann weiter fragen, wie sinnvoll es ist, wenn die Fortbildung von europäischen Christen, welche in anderen Ländern arbeiten, in Europa stattfindet. Ich treffe ja wiederholt Missionare in den Kursen der theologischen Fortbildung in Freising.

Die Gefahr ist groß, daß durch solche Fortbildung diese Missionare „fortgebildet“ werden vom Ort ihrer Arbeit. Auch die theologische und pastorale Fortbildung wird somit künftighin in erster Linie an Ort und Stelle geschehen müssen, soll nicht die Fortbildung zur pastoralen Entfremdung beitragen.

2. Wichtig ist, daß die alten Missionsorden in den anderen Ländern bereit sind, sich an neuen pastoralen Aufgaben zu beteiligen. Es wird sich dabei nicht vermeiden lassen, daß die überkommenen Ordensstrukturen aufgelockert werden müssen. Lassen Sie mich dies an Beispielen zeigen.

a) In Infanta ist mir eine 60jährige Schwester Theresina begegnet. Sie arbeitet jetzt bei den „rural missionaries“. Dies ist eine Kommunität von Schwestern, welche in den ländlichen Regionen der Prälatur Infanta arbeiten. Theresina ist spezialisiert auf die Arbeit mit den Dumagats. Das sind uralte malayische Stämme, die in den Bergen noch im Zustand der Jäger und Sammler leben. Sie bringt ihnen Lesen und Schreiben bei, und wie man die Erde bearbeitet und anbaut und wie man sich so ernährt, daß die Überlebenschancen der Alten und der Kinder steigen. Vielleicht, so meint sie, kommt auch einmal die Zeit, daß diese Menschen von unserem Christengott hören können.



Diese pastorale Kommunität setzt sich nun zusammen aus Schwestern, die verschiedenen Orden angehören. Die gemeinsame Aufgabe hat sie zusammengeführt. Natürlich ist das für die Herkunftsorden dieser Schwestern nicht problemfrei. Einerseits sind es ja gerade die besten, welche sich den jungen Kirchen für ihre neuen befreienden Aufgaben zur Verfügung stellen. Umgekehrt bleiben diese Schwestern ja mit den alten Orden in Verbindung. Manche kehren nach einiger Zeit in sie wieder zurück; andere werden gegen ihren Willen von den Ordensoberen heimbeordert. Die neue Arbeit verändert aber diese Schwestern zutiefst. Sie haben ein neues Gespür für das Evangelium. Sie haben gelernt, die Armut mit den Menschen zu teilen. Ihr Gehorsam ist weniger von der Ordensregel und den Ordensoberen her geprägt, sondern von den Erfordernissen der Spuren Gottes in der pastoralen Arbeit. Auf diese Weise werden diese aufbrechenden Schwestern zu einem kritischen Potential in ihren eigenen Orden. Werden die Orden diese Herausforderung annehmen? Oder werden sie, um sich nicht ändern zu müssen, diese unbequemen Schwestern abstoßen?

b) Wie sehr die neue kirchliche Umwelt die alten europäischen Orden verändern kann, zeigt auch die Entstehung des Karmels in der Prälatur Infanta. Zunächst hatte man zur Errichtung dieses Karmels schon Pläne zur Hand. Die europäischen Erfahrungen waren darin gut aufgehoben. Doch ergab es sich, wohl in Verbindung mit den pastoralen Erfahrungen dieser jungen Kirche, daß die Schwestern, bevor sie ihren Karmel errichteten, sich zu einer „exposure“ entschlossen: Sie zogen ein halbes Jahr in die Hütten der Leute im nächsten Ort. Sie teilten mit ihnen die Arbeit, das Essen, die kleinen Hütten. Und dann bauten sie den Karmel. Dieser gleicht heute nicht einem europäischen Haus, sondern mehr den Hütten der Einheimischen: wobei die Schwestern sehr wohl darauf bedacht waren, den Einheimischen zu zeigen, wie ihre Bauweise noch menschlicher vorangebracht werden kann. Immer noch ziehen, nach geraumer Zeit, die Schwestern zu den Leuten, um die am Beginn gemachten gemeinsamen Erfahrungen mit den Menschen aufzufrischen.

Gewiß, ein solcher Vorgang ist ungewöhnlich. Sind unsere europäischen Orden nicht gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie einen reichen Schatz alter Erfahrungen in sich tragen, den sie dann unberührt an weitere Generationen tradieren? Sind sie auf diese Weise nicht geradezu immun gegen die Anreicherung durch neue, ortskirchliche Erfahrungen? In der Tat, für gewöhnlich werden eben auch neue Ordensniederlassungen nach europäischem Muster gebaut. Die Vorgänge bei der Errichtung des Karmels in Infanta sind eher die Ausnahme. Könnte aber nicht gerade dieser Karmel manch alten Orden ermutigen, altehrwürdige Gewohnheiten, Institutionen, Regeln weiterzuschreiben? Könnte es nicht sogar so sein, daß eben wegen ihrer Treue zu dem, was man bei uns für Tradition hält, keine jungen Christen gewonnen werden können? Alte Orden könnten in einer jungen Kirche eine Art Verjüngungskur durchmachen.

c) In guter Erinnerung habe ich auch eine Schweizer Schwester auf Taiwan. Sie arbeitet in einer Missionsstation, die keinen Priester hat. Die Leute haben sie auch als „Frau Pfarrer“ begrüßt und ihr feierlich die Kirchenschlüssel überreicht. Der Bischof (selbst ein Taiwanese) hatte bei ihrer Einführung alle Mühe und Not, den Leuten zu verdeutlichen, daß diese Schwester keine Pfarrerin, oder wenn schon eine Pfarrerin, dann wenigstens keine Priesterin ist.

Auch solche Erfahrungen sammeln also heute Schwestern in den jungen Kirchen. Sie gehören zu den interessantesten und besten Leuten, die ich bei meiner Reise in den Fernen Osten getroffen habe. Ihr Vorteil ist es ja gerade, nicht – wie die Missionare – durch das Korsett einer europäischen Theologie und Pastoralvorstellung eingeschnürt zu sein. So sind sie in der Lage, leichter auf das hinzuhören, was Gott an Ort und Stelle mit den Christen und ihren Gemeinden vorhat. Ich möchte an dieser Stelle nicht nur meine Bewunderung für die vielen Schwestern in den Missionsstationen aussprechen. Vielmehr wünsche ich für die Kirche Jesu, daß die Erfahrungen, welche die Schwestern in der Pastoral machen, und es sind neuartige Erfahrungen, in die Gesamtkirche eingebracht werden können.

Unterstützen aber die alten Orden solche Pionierschwestern in priesterlosen Gemeinden hinlänglich? Ein Brief, den mir die Schweizer Schwester nach meiner Rückkehr nach Europa geschrieben hat, läßt mich zweifeln, daß dies in ausreichendem Maß geschieht. „Seit Wochen“, so schreibt sie aus den taiwanesischen Bergen des Südens, „zweifle ich an mir, zweifle an meiner Arbeit. Ich habe Pläne, bleibe aber in den Plänen stecken, bin wie gelähmt. Ich bin mir selbst im Weg. Die Klostersgemeinschaft ist mir dabei nicht förderlich. Nicht so, daß ich meinen eingeschlagenen Weg verlassen möchte, durchaus nicht. In den letzten zwei Monaten habe ich hin und wieder fast wöchentlich unsere Gemeinschaft besucht. Sie hatte nur einen Satz für mich: ‚Auch wieder einmal hier!‘ Niemand hatte Zeit für ein Gespräch. So wäre es mir außerhalb der Gemeinschaft wohler. Denn wir sind einheitlich gekleidet, haben gemeinsame Gebetszeiten und es scheint, darüber hinaus gehen wir uns nichts an. Ich möchte aufbrechen, Neues schaffen – ein Strahl der Hoffnung!“

Mein Wunsch wäre, daß Ihre jubilierende Ordensgemeinschaft gerade für die eine bevorzugte Aufmerksamkeit hat, die pastorale Pioniere sind, sich mutig in unsichere pastorale Unternehmungen einlassen und dabei dringendst auf Unterstützung und geschwisterliche Nähe angewiesen sind. Wäre dies nicht geradezu der erste Sinn eines Missionsordens?

3. Damit komme ich bereits zu meiner dritten Idee. Sie bezieht sich auf die Aufgaben, welche die alten Missionsorden in Europa und damit in der Leitung der einen Weltkirche erfüllen könnten.

a) Zunächst wären die Missionsorden jene europäischen Institutionen, welche sicherstellen könnten, daß es morgen noch mehr als heute „vergleichende Pastoraltheologie“ gibt. Ein Teil einer solchen vergleichenden Pastoraltheologie ist die Frage, was die kirchlichen und pastoralen Erfahrungen der

jungen Kirche für die müde und alte europäische Kirche bedeuten. Wie könnte bei uns das Verhältnis von Glaube und Politik wieder besser bestimmt werden? Wie steht es bei uns mit der Beteiligung des Volkes: bei uns, die wir dabei sind, aus der Kleruskirche eine Expertenkirche zu machen, aber längst nicht eine Kirche des Volkes werden? Wie könnte also bei uns die Beteiligung des Volkes aussehen und entwickelt werden? Was würde daraus für den Stil des Amtes bei uns folgen: Eine Frage, die bei uns deshalb viel schwieriger ist, als es – trotz zunehmenden Priestermangels – bei uns eben immer noch viel mehr Amtsträger gibt als in den jungen Kirchen und damit die Dominanz des Amtes noch leichter gegeben ist. Wie müßte bei uns Theologie betrieben werden, daß sie aufhört, eine Theologie des – wie ein Bischof auf den Philippinen sagte – „hairsplittings“ zu sein, eine Theologie also, mit der im Grund alles und jedes gerechtfertigt werden kann, die Armut genauso wie der Reichtum, der Kapitalismus ebenso wie der Sozialismus, die Rüstung genauso wie die Abrüstung, der Krieg ebenso wie der Friede?

Solche und ähnliche Fragen müßten auch durch die alten Missionsorden in Europa im Gespräch gehalten oder überhaupt erst ins Gespräch gebracht werden.

b) Darüber hinaus ist von seiten der alten Missionsorden zu erwarten, daß sie sich zum Anwalt der jungen und armen Kirchen in der Weltkirche machen. Sie müßten darüber wachen, daß die Auseinandersetzung etwa über die Theologie der Befreiung nicht dazu führt, daß die ohnedies schon von den Reichen und Mächtigen verfolgten Kirchen nunmehr auch noch mit Berufung auf ein kircheneigenes Dokument verfolgt werden können. „Was sie sich von der europäischen Kirche und ihren Theologen erwartet“, so haben wir unsere Gastgeber in der Diözese Infanta bei einem abschließenden Gespräch gefragt. Und sie sagten: Solidarität, wenn man sich theologisch kritisch mit den Erkenntnissen der Theologie der Befreiung auseinandersetzt. Es ist eben unsere Pflicht, Pflicht der europäischen Christen, darauf hinzuweisen, daß der Marxismus, an die Macht gekommen, an die Stelle der einen Unfreiheit durch den Kapitalismus zumeist ein System einer anderen Unfreiheit gesetzt hat, die Unfreiheit der Diktatur der Partei, und eben nicht die wahre Demokratie. Aber solche kritische Auseinandersetzung sollte eben so erfolgen, daß sie nicht das Leid der verfolgten jungen Kirchen durch eine unbedachte Veröffentlichungspolitik mehrt. Man hätte ja hinter verschlossenen Türen, in dem einen oder anderen Fachsymposion, die Dinge besprechen können. Nachweislich ist ein Mensch in einer solchen geschwisterlich-gewaltlosen Situation eher fähig, zu lernen, als wenn er gezwungen werden soll, eine von anderen gefundene „Wahrheit“ anzunehmen.

Noch einmal: Ich sehe die Problematik der Römischen Instruktion über die Theologie der Befreiung nicht so sehr in ihrem Inhalt (darüber kann man auch reden), sondern vielmehr in der Art und Weise, wie hier der innerkirchliche Dialog geführt wird. Nur kirchenpolitisch Naive können übersehen, daß dieses Dokument der pastoralen Arbeit der Kirchen in vielen Ländern Afri-

kas, Asiens und Lateinamerikas schwer geschadet hat. Man hätte sich zumindest erwarten können, daß vor der Veröffentlichung dieses antimarxistischen Dokuments ein ebenso entschiedenes antikapitalistisches Dokument herausgegeben worden wäre. Aufgabe der Missionsorden aber wäre es m. E., in der einen Weltkirche sich gerade für die ungewöhnlichen pastoralen und theologischen Vorgänge der jungen Kirchen stark zu machen. Es wäre Ihr Verdienst, wenn Sie verhindern könnten, daß in Zukunft sich Vorgänge wie jene um die Römische Instruktion wiederholen.

Wenn ich aber solche Ideen hier äußere, dann habe ich nicht nur die Zukunft vor Augen, sondern denke an viele Angehörige aus alten Missionsorden, die sich solchen Ideen schon längst verschrieben haben. Mag sein, daß sie innerhalb der Missionsorden heute noch eine Minderheit sind. Soweit ich aber sehe, gehört ihnen die Zukunft. So wünsche ich Ihnen als altem Missionsorden, für die prophetischen Minderheiten in ihrer eigenen Gemeinschaft aufmerksam zu sein. Gott hat ja immer über einzelne begonnen, die Kirche und ihre Einrichtungen zu erneuern. So sind die Propheten in Euren eigenen Reihen ein Zeichen dafür, daß Gott Euch noch nicht vergessen hat. Freilich, den Prophetinnen und Propheten ist zu sagen, daß ihr Amt nicht immer dankbar und harmlos ist. Doch besteht Euer Gehorsam nicht nur Gott, sondern auch Euren Oberen gegenüber gerade darin, daß Ihr Eurer prophetischen Berufung auch in Eurem Orden gerecht werdet.

4. Die hier vorgetragenen Ideen über die Aufgaben der Missionsorden sind keineswegs vollständig. Noch vollkommen offen blieb die Frage, inwieweit Ihr nicht auch neuerlich im Missionskontinent Europa unentbehrlich seid: Um die missionarische Grunddimension jeglicher Pastoral lebendig zu erhalten und vielleicht sogar selbst missionarisch hiezulande zu wirken. Doch wäre es schade, wenn Ihr Euch künftighin von der europäischen Kirche wieder ganz auffressen lassen wolltet. Eure Mitwirkung an der innereuropäischen Pastoral dürfte nicht verhindern, daß durch Euch die Wechselbeziehung zwischen den Kirchen in den verschiedenen Kontinenten in Gang bleibt. Es wäre für uns Christen in Europa künftighin das Schlimmste, was uns widerfahren könnte, wenn wir nur noch unter uns wären. Wir wären dann in der bedauerlichen Lage von alten Leuten, die vom vorandrängenden Leben der Jungen abgeschnitten wären, weil sie im Altersheim dahinfrieten, bis der Tag des erlösenden Todes kommt. Es ist eben besser, unter den Jungen alt werden zu können. Die Missionsorden, also auch Ihr, könntet mithelfen, der europäischen Kirche ein solches „Altersheim-Schicksal“ zu ersparen. Daß auch Euer Missionsorden für die eine Weltkirche Jesu Christi weiterhin ein Segen bleiben möge, dies wünsche ich Euch von Herzen.